

KULTUR

Zürcher Kultur: Steriler Sound und kitschige Perücken – Rondò Veneziano im Kongresshaus. 54

Harald Schmidt: Der TV-Mann gibt den Lucky in einer grossartigen Inszenierung von «Warten auf Godot». 55

Serge Brignoni: Der vielseitige Schweizer Maler und Bildhauer ist gestorben. 55



Die Furcht vor dem künstlichen Zwilling

Dolly, geklonte Embryos – die Gentechnologie stösst in der breiten Öffentlichkeit auf Ablehnung. Auch die jüngere Literatur verbrät Ängste vor dem menschlichen Klon und dem Verlust der Einzigartigkeit.

Von Corina Caduff

Seit einem Jahr tragen aktive Kloner wie Severino Antinori, Panos Zavos, Richard Seed oder der Sektenführer Raël ihre Klon-Projekte regelmässig frohen Mutes an die Öffentlichkeit. Diese, gebeutelt von der Debatte um die Stammzellenforschung, schreit teilweise hysterisch nach Verboten. Ende November schockte zudem eine amerikanische Firma mit der Nachricht von erstmals geklonten Embryos. Anlass genug zur Frage, wie eigentlich Schriftstellerinnen und Schriftsteller auf den Wolf im Schafspelz namens Dolly literarisch reagieren.

Biologen und Bioethiker haben verschiedentlich darauf hingewiesen, dass die Menschen das Human Cloning deshalb so fürchten, weil sie nicht verstehen, was eine Klonierung eigentlich sei: «Most fears about human cloning stem from ignorance», meint Gregory Pence, einer der profiliertesten US-amerikanischen Cloning-Befürworter. Noch nie – so sagt es der Biologe und Präsident der Max-Planck-Gesellschaft Hubert Markl – hätten «Abermillionen Menschen so viel und so komplizierte Biologie erlernt und zugleich so massenhaft missverstanden». Ein «richtiges» Verstehen des Cloning aber scheint ohnehin fraglich. Nicht weil die Biologen ihr Fach nicht zu erklären wüssten, sondern weil das Cloning selber (wie so manche folgenschwere technische Erfindung) das Gefühl eines Nichtverstehens und Nichtwissens überhaupt erst produziert. Zudem tangiert es die existenziellen Grundwerte des menschlichen Lebens: das Recht auf Autonomie und Einzigartigkeit, das Recht auf Liebe, Sexualität und Zukunft.

Traum vom künstlichen Menschen

Die Literatur thematisiert die Herausforderung des geklonten Menschen am Leitfadend ebendieser Werte und gestaltet dabei Ängste und Bewältigungsmuster in einer Art und Weise, die dem fiktionalen Genre vorbehalten ist. Den Traum vom asexuell erzeugten Menschen erzählen Schriftsteller schon seit Jahrhunderten, und zwar als Traum von der Überwindung der natürlichen Reproduktionsgesetze. So haben sie, im Kontext jeweils zeitgenössischer Techniken, verschiedene künstliche Menschen entworfen, von den Homunkuli (Alchemie) über die Automaten (Mechanik) und Roboter bis hin zum Cyborg (Kybernetik, Bio-Informatik, Bionik). Die entsprechenden Darstellungen sind Teil einer Imaginationsgeschichte des künstlichen Menschen, die jetzt plötzlich – angesichts einer tatsächlich möglichen asexuellen Reproduktionstechnik – zutiefst erschüttert scheint. Wird die Imagination, wird die künstlerische Fantasie von der realen Technologie verdrängt und überholt? Diktieren fortan die Biowissenschaften den Schriftstellern, wie der künstliche Mensch beschaffen ist?

Seit der Wolfim Schafspelz 1997 kollektiv vorstellig geworden ist, macht die Figur des Klons in literarischen Texten zu nehmend Karriere. In den letzten drei, vier Jahren sind etliche Romane, Erzählungen und Thriller erschienen, in denen Klone auftreten. Ein Blick auf diese Texte kann zeigen, mit welchen Klon-Bildern Schriftsteller auf die Bedrohung des Human Cloning reagieren, er kann imaginäre Traditionen erschliessen, in denen diese Bilder gründen, und er kann klar machen, wie Wissenschaftsgeschichte und Imaginationsgeschichte sich verbinden.

Heutzutage findet der aus der literarischen Tradition des künstlichen Men-

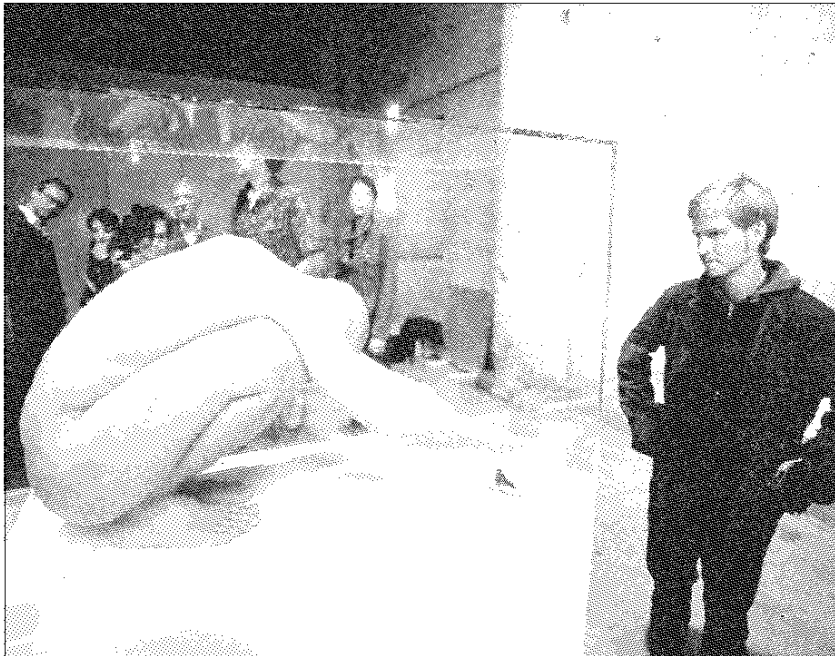


BILD SINTESI / SIPA

Der Klon, auf dem Sprung in die Gegenwart: Eine Arbeit des australischen Künstlers Ron Mueck.

schen bekannte Typus des skrupellos experimentierenden Wissenschaftlers, als dessen berühmteste Vertreter Mary Shelleys Dr. Frankenstein (1818) und H.G. Wells Dr. Moreau (1896) zu nennen sind, seine aktuelle Variante in der Figur des Gentechnikers. In der Gegenwartsliteratur steht diese meist im Dienst von reichen Auftraggebern, welche sich Klone lassen wollen, womit eine Aufspaltung des «Schöpfers» in einen technischen Hersteller (Gentechniker) und einen genetischen Erzeuger (Spender der Keimzelle) stattfindet. Praktisch alle Gentechniker in der Literatur klären die genetischen Erzeuger und andere Mitspieler über die biologischen Vorgänge des Klons genau auf, der Transfer des Zellkerns einer adulten Zelle in eine isolierte entkernte Eizelle wird stets detailliert beschrieben. Schauplätze dieser literarischen Belehrung sind zumeist Genlabors oder akademische Hörsäle. Schriftsteller richten sich also am aktuellen biowissenschaftlichen Wissen aus, sie suchen dieses faktisch zu vermitteln und bringen zugleich Wünsche und Ängste zur Anschauung, die von diesem Wissen ausgehen. Mehrheitlich sprechen sich ihre Texte gegen das Human Cloning aus. Es ist jedoch kaum interessant zu bestimmen, ob nun ein literarischer Text als ethisches Bekenntnis für oder gegen das Human Cloning zu lesen ist; wichtiger scheint es, offen zu legen, wie sich ein solches Pro oder Kontra konstituiert.

Der eingesperrte Klon

Die gezielte Zucht von Menschenklonen präsentiert sich in verschiedenen Romanen von John Darnton («The Experiments», 1999), Michael Marshall Smith («Geklont», 2000), Tilo Ballien («Die KlonFarm», 2000) oder Pascale Maret («Clones en Stocks», 2001) auffallend stereotyp: Immer werden die Klone, die stets im Kinder- und Jugendalter sind, illegal in Lagern grossgezogen. Ohne Kontakt zur Aussenwelt wachsen sie elternlos auf. Sie werden unterrichtet und medizinisch betreut oder fristen ein Leben im Dunkeln, ohne sozialen Kontakt. Über ihre Herkunft werden sie stets im Unklaren gelassen, Zweck ihrer Existenz ist einzig, körperliches Ersatzteillager für ihre vermögenden Prototypen zu sein. Dementsprechend werden manche von ihnen aus den Lagern abgeholt; einige kehren zu rück, mit Narben am Oberkörper, mit einem herausoperierten Auge, mit fehlenden Gliedmassen.

Der Zweck des therapeutischen Klons – die gezielte Züchtung von Zellen, von Gewebe oder von Organen – wird in diesen literarischen Darstellungen mit der Technik des reproduktiven Klons verfolgt, das heisst, therapeutisches und reproduktives Klone werden vermengt bzw. funktional in eins gesetzt. So wird die Klon-Existenz aus psychische und physische Knecht-Existenz vorgeführt, die wir aus der Geschichte des künstlichen Menschen bestens kennen: Golems und Automaten stehen immer im Dienst ihrer Erfinder, Roboter leisten Auftrags- und Rechenarbeit (tschechisch robot: Fronarbeit), Cyborgs dienen militärischen Zwecken oder sind Sklaven oder eben auch – wie in Spielbergs jüngstem Film «A.I.» – Diener.

Wie diese, aber zum Beispiel auch Frankenstein und Moreaus Geschöpfe erheben sich die Klone gegen ihre Erzeuger und suchen sich von ihnen zu befreien, was stets nach demselben Schema vor sich geht: Ein bestimmter Klon beginnt zu zweifeln, er kann entkommen, die Lager fliegen auf, und die verantwortlichen technischen und genetischen Erzeuger werden bestraft. Ein friedliches Zusammenleben von Schöpfer und Geschöpf, von Prototyp und Klon scheint undenkbar; trotz der Befreiung von seinen Peiniger bleibt der Klon entwürdigt, entmenschlicht. Diese Darstellung folgt exakt dem Muster von früheren literarischen Darstellungen des künstlichen Menschen: Dem Klon wird die Anerkennung aus «natürlichem Menschen» verweigert.

In der Literatur gibt es für den Klon gerade mal zwei sexuelle Varianten: Entweder er ist entsexualisiert, das heisst, er tritt als sexuelles Wesen nicht in Erscheinung. Oder er ist oversexed, was gleichsam als Kompensation zur absentierten Sexualität bei seiner Erzeugung zu lesen ist. So fällt etwa der Klon in Bernhard Klags Roman «Sexy Sons» (2001) in einer Fortpflanzungsklinik auf, in der er als Samenpendler sein Geld verdient: Seine Spermienproduktion liegt qualitativ und quantitativ haushoch über dem Durchschnitt. Die Protagonistin aus Danielle Steels Roman «The Klone and I» (1998) ihrerseits trifft auf einen Doppeltgänger ihres Freundes, der sich vor allem im Bett von dem Prototypen unterscheidet: ein Superliebhaber, der sich zum Schluss entsorgt wird. Der Klon als Sexmaniac – oder schlicht als Projektionsfigur für abgespaltene Teile der Sexualität, die auf ihn projiziert und damit an ihm anschaulich ge-

macht werden. Dazu passt, dass die Sexualität des Klons kaum je Reproduktionscharakter hat: Der Klon tritt – mit Ausnahme etwa des begabten Spermienproduzenten in Kegels Roman – nicht als sexueller Produzent von Leben, er tritt nicht als Elternteil «natürlicher» Nachkommenschaft auf. Auch hierin also fügt sich seine Darstellung ins literaturgeschichtliche Repertoire des künstlichen, nicht fortpflanzungsfähigen Menschen.

Mangelndes Selbstwertgefühl

Als Symbol einer geteilten bzw. verdoppelten DNA personalisiert der Klon die aktuell vorherrschende Fixierung auf das Genom. Literarisch vollzogen wird diese Fixierung primär durch die scheinbar unumgängliche Rede vom Zwilling. Nahezu sämtliche in der Literatur dargestellten Klone leiden an einem mangelnden Selbstwertgefühl und machen dafür ihr unfreiwilliges Zwillingsdasein verantwortlich. In Charlotte Keners Roman «Blueprint. Blaupause» (1999) lässt sich eine an multipler Sklerose erkrankte Musikerin klonen und versucht mit einer autoritären musikalischen Erziehung ihrer Klon-Tochter die eigene Begabung zu perpetuieren. Diese Klon-Tochter klagt, dass sie in ihrer Kindheit nicht gelernt habe, «ich» zu sagen, «der Klon hat kein Ich», ein «Nichts war ich», sie dämonisiert die Zwillingsähnlichkeit zwischen sich und ihrer «Muzwi» (Mutter-Zwilling): «Wir/du/ich waren Monster geworden, Zwillingsmonster».

In Ken Folletts «Third Twin» (1996) und in der deutschen Ausgabe von Darnton «Experiments», zu Deutsch «Zwillingsparks», winkt der Zwilling bereits im Titel. In beiden Fällen sind die Protagonistinnen Zwillingsforscherinnen, die unerlaubten Klon-Experimenten nachgehen. Dabei kommt es zu vielen erstmaligen Begegnungen zwischen Prototypen und Klone, und die Autoren reinszenieren unermüdlich klassische Topoi der Zwillingsliteratur: Verwechslung, Verwirrspiele, Verliebtheiten in dieselbe Person, Vergleich von IQ, Handschrift etc. Solche Rede über den Zwilling vertritt – in der biopolitischen Debatte des Cloning und genauso in der Literatur –

einer differenzierten Betrachtung den Weg: Der Klon erscheint von vornherein als «Gleicher», er kann unter dem Label des Zwillings nicht als anderer, nicht als autonomes Gegenüber in den Blick genommen werden. Eine literarische Kritik an der Zwillingsrede findet also nicht statt, im Gegenteil wird diese Rede in der Literatur noch verfestigt.

Utopien von Klon-Gesellschaften

So wie die Romane zum «eingesperrten Klon» präsentieren sich auch literarische Utopien von Klon-Gesellschaften auffallend gleichförmig. Naomi Mitchison, Kate Wilhelm oder Kathryn Lasky beispielsweise imaginieren zukünftige Gesellschaftsformen, die aus Klone und Nichtklone bestehen. Laskys «Star Splits» (1999) etwa entwirft eine ins Jahr 2038 projizierte «Bio-Union», die sich zusammensetzt aus gesellschaftlich minderwertigen genetischen «Originals» sowie aus «Genhants» (Genetically Enhanced Humans), genetisch manipulierten Menschen also, die, wenn sie besondere Leistungen erbringen, zur Belohnung kloniert werden. Die strikte Wertentrennung zwischen Originals und Genhants wird dabei durch Kontaktsperren gesichert: Entsprechende Liebschaften sind verboten und werden auf archaische Weise (Verbrennung, Ausstossung) bestraft. Schliesslich plädiert die Autorin, natürlich gerade über die Inszenierung solch verbotener Liebesgeschichten, für die Aufhebung dieser genetisch begründeten Gesellschaftstrennungen. Die Machtübernahme des genetisch manipulierten und klonierten Menschen wird rückgängig gemacht, der verdrängte «originale» Prototyp wieder in seine Rechte eingesetzt, und fertig ist die Rückkehr zum heutigen Ist-Zustand.

Insgesamt warnen praktisch alle Klontexte vor den Gefahren der Gentechnologie, und zwar vollzieht sich diese Warnung durch den Rückgriff auf altbewährte literarische Mittel: Der Klon wird bewältigt durch seine Verwerfung in der utopischen Erzählung, bewältigt durch die Neuaufgabe von Topoi aus der Geschichte des künstlichen Menschen. So erscheint er in der Literatur als Wiedergänger aus einer bestehenden Imaginationsgeschichte. Neue Fragen, die aus der spezifischen Problematik des Cloning resultieren – zum Beispiel die Aufweicheung des Inzests –, sind literarisch bislang noch kaum aufgebracht worden. Stattdessen präsentieren Schriftsteller teilweise exzessive Gewaltfantasien, in denen der Klon niedergemacht wird. Darin kommt die Angst vor dem Klon, die in der Öffentlichkeit so gross und in den ethischen Debatten stets latent wirksam, aber nicht wirklich ausformuliert ist, radikal zur Anschauung. Es ist die Angst, dass die natürliche Reproduktionsordnung des Menschengeschlechts ausser Rand

Ein friedliches Zusammenleben von Schöpfer und Geschöpf, von Prototyp und Klon scheint undenkbar.

und Band gerät. Und es ist die Angst vor dem Tod: Der Klon, der uns real in Aussicht gestellt wird, garantiert keineswegs das ewige Leben, wie es etwa der Klon-Film «The 6th Day» (2000) mit Schwarzenegger weismachen will, ganz im Gegenteil, der Klon ist ein beständiger Zeuge unserer Sterblichkeit. Denn er tritt uns ja als ein anderer gegenüber, als Überlebender, der mit seiner DNA (die also dieselbe ist wie die unsrige) die Singularität unseres DNA-Todes in Frage stellt und damit auch unser Letztes entwertet: unseren Tod. So verschärft das Phantom aus der Zukunft die Todesangst, und man tritt ihm (lustvoll) mit Fantasien zu seiner Beherrschung entgegen. Insbesondere in der Literatur.

Der Artikel basiert auf einem Vortrag, den die Autorin im Rahmen der Tagung «Odyssee 2001» an der Universität Bern gehalten hat. Der Tagungsband erscheint im Herbst im Fink-Verlag: Odyssee 2001. Zukunft der Literatur, Literatur der Zukunft. Hrsg. von Wolfgang Pross, Reto Sorg und Adrian Mettauer. München 2002.